

Andreas Thier, Lea Schwab (Hrsg.)

1914



**Andreas Thier, Lea Schwab (Hrsg.)
1914**

Andreas Thier, Lea Schwab (Hrsg.)

1914

v/d/f

vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich

Interdisziplinäre Vortragsreihe der Eidgenössischen Technischen
Hochschule Zürich und der Universität Zürich

Herbstsemester 2014

Coverabbildung: Bundesarchiv, Koblenz, Bild 183-R05148 / Foto: o. Ang.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Reihe Zürcher Hochschulforum, Bd. 56

© 2018

vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung
außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar. Das gilt besonders für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikro-
verfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISBN 978-3-7281-3636-7

www.vdf.ethz.ch

verlag@vdf.ethz.ch

**Dem Gedenken von
Rüdiger vom Bruch**

(*19. Dezember 1944; † 20. Juni 2017)

Vorwort

Die Beiträge dieses Bandes gehen auf die Ringvorlesung „1914“ im Herbstsemester 2014 an der Universität Zürich zurück. Diese Veranstaltung wurde durch die Unterstützung der Kommission *UZH interdisziplinär* und der Universitätsleitung ermöglicht, denen auch hier nochmals herzlich gedankt sei. Zu großem Dank sind wir Dr. Deborah Keller verpflichtet, die als Geschäftsführerin der Kommission *UZH interdisziplinär* wesentlich zum Gelingen der Vorlesungsreihe beigetragen hat. Ein ebenso herzlicher Dank gebührt Karin Wittkämper, Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Rechtsgeschichte, Kirchenrecht, Rechtslehre und Privatrecht, die die Ringvorlesung administrativ und organisatorisch mit Umsicht und Nachhaltigkeit begleitet hat. Besonderen Dank schulden wir Hanno Menges, ebenfalls an diesem Lehrstuhl tätig, der bei der editorischen Gestaltung der Beiträge eine wichtige Hilfe war. Unseren Dank ausdrücken möchten wir auch gegenüber dem vdf Hochschulverlag, allen voran Frau Angelika Rodlauer, die die Drucklegung umsichtig betreut hat. Gerne möchten wir auch den folgenden Institutionen danken, die uns freundlicherweise eine Fülle von Bildmaterial für dieses Buch zur Verfügung gestellt haben: IWM London; Curtis Brown Group Ltd, London; National Army Museum, London; Bundesarchiv, Koblenz; ProLitteris, Zürich; Deutsches Historisches Museum, Berlin; Stadtarchiv der Stadt Luzern; Zentral- & Hochschulbibliothek Luzern, Sondersammlung Bild; Steiermärkisches Landesarchiv, Graz; Robert D. Farber University Archives & Special Collections Department, Brandeis University, Waltham MA; Museo

Nazionale del Cinema, Turin; Société française de photographie, Paris;
Dukas Presseagentur, Zürich.

Kurz vor dem Abschluss der Arbeiten an diesem Buch ist mit *Rüdiger vom Bruch* einer der Referenten der Ringvorlesung unerwartet verstorben. Mit ihm verliert die Geschichtswissenschaft nicht nur einen der besten Kenner der Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Rüdiger vom Bruch wird mit seiner Leidenschaft für seine Themen und Fragestellungen, seiner Freude an der Diskussion über Fachliches und Außerfachliches und nicht zuletzt mit seiner Präsenz in großen und kleinen Gesprächsrunden unvergesslich bleiben. Seinem Andenken ist dieser Band gewidmet. Wir trauern um ihn.

Zürich, im Juli 2017

Andreas Thier
Lea Schwab

Inhalt

5 Vorwort

ANDREAS THIER

11 Einleitung

Politische und militärische Entwicklungsdynamiken vor, in und nach dem Großen Krieg

JÖRN LEONHARD

21 Die Inkubation des Krieges, oder: Wann beginnt die
Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs?

RUDOLF JAUN

51 Strategie, Taktik, Technologie: Wandel der Kriegführung
1914–1918

HERFRIED MÜNKLER

69 1914–1918. Lernen im Krieg, lernen aus dem
Krieg. Der Erste Weltkrieg als Schlüsselereignis der
europäischen Geschichte

DIRK SCHUMANN

83 Gewaltformen und Gewalterfahrungen des Krieges

Recht, Rechtswissen und Kriegsgeschehen

OLIVER DIGGELMANN

103 Völkerrecht und Erster Weltkrieg

ARND BAUERKÄMPER

- 131 Zivilgesellschaften im Ersten Weltkrieg.
Das Verhältnis von Sicherheit und Menschenrechten am
Beispiel des Umgangs mit zivilen Feindstaatenangehörigen

Ökonomien des Krieges und der Krise

JAKOB TANNER

- 175 „Maximum slaughter at minimum expense“:
Die ökonomische Logik der Kriegsführung und die Rolle
der Kriegswirtschaft

MARC CHESNEY

- 205 Vom Großen Krieg zur permanenten Krise

Gesellschaftliche Diskurse hinter den Fronten

CARLO MOOS

- 223 Neutralität und innere Krise: Die Schweiz im Ersten Weltkrieg

GEORG PFLEIDERER

- 245 Die deutschsprachige protestantische Theologie und der
Erste Weltkrieg

RÜDIGER VOM BRUCH (†)

- 271 Zwischen den „Ideen von 1914“ und Pazifismus.
Intellektuelle und der Krieg

Geschlecht und Körperlichkeit im Krieg

KAREN HAGEMANN

- 291 Soldatenfrauen, Krankenschwestern und Etappenhelferinnen:
Fraueneinsatz im Ersten Weltkrieg

- FLURIN CONDRAU
319 Medizin im Ersten Weltkrieg
- JULIA BARBARA KÖHNE
341 Neuropsychiatrische Kinematographien weiblicher und
männlicher Hysterie, 1899 – 1908 – 1918
- 379 Autoren und Herausgeber

Andreas Thier

Einleitung

Im Jahr 2014 jährte sich der Ausbruch des Ersten Weltkrieges zum hundertsten Mal. Das hat zu einer geradezu unübersehbaren Vielfalt von unterschiedlichen Formen und Arten der Vergegenwärtigung, der Erinnerung und vor allem der analytischen Auseinandersetzung mit dem Weltkriegsgeschehen geführt.¹ Monografien wie die Werke von Christopher Clarke², Gerd Krumeich³, Jörn Leonhard⁴ oder Herfried Münkler⁵, große Handbücher wie die „Cambridge History of the First World War“⁶ oder die zweite Auflage der „Enzyklopädie Erster Weltkrieg“⁷, vergleichende Retrospektiven⁸ und nicht zuletzt eine Vielzahl von Internetangeboten⁹ zeugen von der prägenden Wirkung der Geschehnisse von 1914 bis 1918 für die kollektive Erinnerung der Gegenwart.¹⁰

Der vorliegende Band versteht sich nicht zuletzt auch als Teil solcher Erinnerungsbemühungen. Er soll aber vor allem Einblicke in die vielfältigen Dynamiken verschaffen, die im Titel dieses Buches mit der Chiffre „1914“ umschrieben worden sind. Dabei stehen die militärisch-politischen Entwicklungen naturgemäß am Ausgangspunkt der Betrachtung, denn sie waren es, die die Zeit zwischen 1914 und 1918 entscheidend bestimmen sollten. Dass der Ausbruch des Ersten Weltkrieges ein bemerkenswertes Beispiel für die Limitierungen des Politischen ist, macht *Jörn Leonhard* deutlich. Denn er zeigt in seinem Beitrag, dass und wie sich die politischen wie militärischen Akteure im Vorfeld des Kriegsausbruchs mehr und mehr in einer verhängnisvollen Kombination aus verengten

Wahrnehmungshorizonten und vermeintlich zwingenden Handlungslogiken verfinden. Wesentlich dafür wurde, und auch in diesem Punkt zeigen sich offensichtliche Problemfelder politischen Handelns, der fortlaufende, regelrecht galoppierende Vertrauensverlust. Auch wenn die Studie von Jörn Leonhard eine dezidiert historische Perspektive einnimmt, verweist sie mit solchen Befunden auch auf die Gegenwart des Politischen. Solche Gegenwartsbezüge macht *Herfried Münkler* explizit, wenn er im Vergleich der „Mittellagen“ von 1914 und 2014 insbesondere die deutsche Politik zur Begrenzung von Konflikten in der Peripherie Europas auffordert. Diese Überlegung ist letztlich das Resultat einer vergleichenden Betrachtung der geostrategischen Antworten, die die deutschen Staats- und Militärleitungen in der Zeit zwischen 1914 und 1918, aber auch im Zweiten Weltkrieg auf die Herausforderungen der Mittellage suchten und bei deren Ausgestaltung immer wieder Lernprozesse beobachtbar sind. Diese Beobachtungen werden gleichsam plastisch durch den Beitrag von *Rudolf Jaun*. Hier nämlich zeigt sich, dass und wie die militärischen Strategien in der Zeit zwischen 1914 und 1918 mehrfach wechselten. Zugleich aber wird eindringlich dargelegt, wie sehr der Krieg zunehmend durch den Wettstreit von Technologien und durch die berüchtigten Abnutzungsstrategien im Zusammenhang mit den Ressourcen des Gegners geprägt war. Aber, so macht *Dirk Schumann* in seinem Beitrag eindringlich deutlich, die damit verbundene Kriegsgewalt, verstanden als physische Kraftentfaltung mit dem Ziel des Zerstörens von Sachen oder des (auch tödlichen) Verletzens von Menschen, war ungeachtet ihrer Intensität in ihrer Qualität doch deutlich weniger neuartig, als im Ausgangspunkt zu vermuten wäre. Das galt auch im Blick auf die Bedeutung von Gewalterfahrungen für die Nachkriegsgesellschaften, sprechen doch die regionalen Unterschiede gegen die Existenz eines uniformen Entwicklungspfades hin zu einem qualitativen Mehr von Gewalt.

Dass trotz der unsäglichen Intensität kriegerischer Gewaltentfaltung rechtliche Normativität und Rechtswissen gleichwohl auch im Zusammenhang des Kriegsgeschehens (wenn auch bisweilen nur sehr begrenzt) präsent waren, wird im zweiten Abschnitt dieses Bandes sichtbar. Allerdings musste rechtliche Normativität nicht unbedingt eine Limitierung des Kriegsgeschehens bewirken. Denn, so argumentiert *Oliver Diggelmann*, das Völkerrecht lieferte mit dem *ius ad bellum* und dem Repressalienrecht Deutungsraaster und Rechtfertigungsmöglichkeiten für den Ausbruch des Konflikts, es wurde damit zum fördernden Element. Umgekehrt wirkten

völkerrechtliche Regelungen zunächst konturenlos wie beim Umgang mit den neuen Waffentechnologien oder aber sie wurden offensichtlich missachtet wie bei Besatzungen und im Umgang mit Kriegsgefangenen. Das hierin zutage tretende Spannungsverhältnis zwischen dem staatlichen Herrschafts- und Sicherheitsanspruch einerseits und den Individualrechten insbesondere an Freiheit, Gesundheit und Eigentum andererseits steht im Zentrum des Beitrags von *Arnd Bauerkämper*. Dabei richtet sich der Blick aber weniger auf die zwischenstaatliche Ebene, sondern vielmehr auf das innerstaatliche Handeln im Umgang mit den Zivilisten aus sog. „Feindstaaten“. Eindringlich wird dabei gezeigt, wie sich – letztlich wohl auch in Kontinuität der in der Vormoderne entstehenden Traditionen hoheitlicher Sicherheitsverantwortung¹¹ – sehr weitreichende staatliche Interventionsmechanismen ausformten, die insbesondere zu Internierungen führten. Allerdings suchten die Regierungen und Verwaltungen hierfür grundsätzlich zumindest nach rechtlichen Ermächtigungen. Immerhin gelang es nationalen und internationalen Vereinigungen wie dem IKRK, zumindest in Einzelfällen die Beachtung von humanitären Regeln herbeizuführen, auch wenn dabei offensichtlich weniger deren normative Verbindlichkeit wirksam wurde als vielmehr das politische Kalkül der administrativen Akteure.

Die gewaltige Steigerung staatlicher Macht im Verlauf des Krieges bildete sich allerdings auch und gerade im Verhältnis zur Wirtschaft ab, der der nächste Abschnitt dieses Bandes gewidmet ist. Damit ist das zentrale Thema im Beitrag von *Jakob Tanner* angesprochen. In einer vielschichtigen Analyse der staatlichen Kriegsökonomien zeigt Jakob Tanner, wie die kriegsführenden Staaten mit Mitteln bis hin zum moralischen Appell zur Zeichnung von Kriegsanleihen um die Mobilisierung ökonomischer Ressourcen bemüht waren. Auf diese Weise gewann der staatliche Zugriff auf die Wirtschaft eine im wahrsten Sinne des Wortes „umfassende“ Qualität, die zudem von einem kontinuierlichen Streben nach Effizienzmaximierung geprägt war. Dass die Wirtschaftsordnung der Gegenwart in einem ihrer zentralen Bereiche, dem Finanzsektor, einen markanten Zuwachs des staatlichen Zugriffs in Form insbesondere intensiverer Regulierungsmechanismen braucht, wird im Essay von *Marc Chesney* hervorgehoben. Damit wird das Weltkriegsgeschehen ähnlich wie im Beitrag von Herfried Münkler zu einer wesentlichen Referenz für die Deutung unserer Gegenwart. Hierin wird ein Umgang mit „1914“ präsentiert, der, jenseits spezifisch historiografischer Analyse liegend, in

seinem appellativen Nachdruck über die Vergegenwärtigung von Vergangenheit bereits auf die Zukunft künftigen, vor allem normsetzenden Handelns verweist.

Strikt historisch ausgerichtet sind dagegen die drei Beiträge des nachfolgenden Abschnitts, in dem aus verschiedenen Perspektiven die Diskurse in der schweizerischen und deutschen Kriegsgesellschaft exemplarisch in den Blick genommen werden. So wurde, wie *Carlo Moos* nachdrücklich deutlich macht, die völkerrechtliche Neutralität der helvetischen Eidgenossenschaft zu einem von mehreren Bezugspunkten von innenpolitischen und auch sozialen Spannungslagen, die auch in die Zeit nach 1918 hineinwirken sollten. Das zeigte sich 1920 besonders deutlich im knappen Abstimmungsergebnis über den Beitritt zum Völkerbund, das allerdings gleichwohl auch ein Stück weit die außen- und insofern neutralitätspolitische Öffnung der Schweiz signalisieren sollte. Wie tief das Kriegsgeschehen auch andere gesellschaftliche Diskurse beeinflusste, zeigt *Georg Pfeiderer* in seiner Auseinandersetzung mit der Deutung des Krieges durch die deutschen protestantischen Theologen. In der Entstehung von „Kriegstheologien“, die sich bisweilen mit bemerkenswerten geschichtstheologischen Perspektivbildungen verbanden und den Krieg fast schon zu einem heilsgeschichtlichen Geschehen werden ließen, wird eine teilweise markant nationalistische Prägung selbst der Universitätstheologie sichtbar. Die hierin sichtbar werdende deutliche Interdependenz von zeitgenössischen Weltdeutungen und theologischen Diskursen zeigte sich indirekt auch in der Zeit etwa seit Kriegsende, als von Karl Barth und seinen Anhängern in der Auseinandersetzung mit der kriegerischen Katastrophe neue Konzeptionen theologischer Sinnfindung auch mit geschichtstheologischen Elementen präsentiert wurden. Die bisweilen euphorische Kriegsbegeisterung der protestantischen Theologen 1914 fand ihre Entsprechung auch in anderen Kreisen deutscher Wissenschaft und Kultur. Das zeigt eindringlich *Rüdiger vom Bruch* in der Analyse des berühmt-berüchtigten „Manifests der 93“, gerichtet „An die Kulturwelt“ vom 4. Oktober 1914, dem Versuch von Wissenschaftlern und Künstlern, die Vorwürfe gegen das politisch-militärische Handeln des Deutschen Reiches zu entkräften. Diese bedingungslose Unterstützung des staatlichen Kampfes um die Deutungshoheit über das Kriegsgeschehen war zwar nicht völlig einmütig, aber sie bildete doch und dies gerade in den Geistes- und Sozialwissenschaften die Regel.

Gleichsam quer zu diesen Diskursen lagen die häufig miteinander verflochtenen Wahrnehmungen von Körperlichkeit und Geschlecht, die je länger desto mehr auch von den Fliehkräften des Kriegsgeschehens erfasst und beeinflusst wurden. Das zeigt sehr nachdrücklich der Beitrag von *Karen Hagemann* zum Kriegseinsatz von Frauen. Dabei wird deutlich, wie Frauen mit ihrem Einsatz insbesondere in der Kriegswirtschaft, in der Krankenpflege, aber auch an den Kriegsfrenten selbst mehr und mehr die überkommenen Rollengrenzen zwischen den Geschlechtern transzendierten. Die damit einhergehenden Wandlungen des Frauenbildes werden durch eine Vielfalt zeitgenössischer Illustrationen veranschaulicht. Allerdings, auch das zeigt sich, verliefen solche Übergänge nicht immer konfliktfrei, und so ist es bezeichnend, dass in der Zeit nach dem Krieg von der Politik sehr rasch versucht wurde, die traditionellen Geschlechterpositionen zu restituieren. Einen der wichtigsten Hintergründe für diese Entwicklungen skizziert *Flurin Condrau* in seinem Beitrag zur Medizingeschichte des Kriegs. Dazu gehören nämlich auch und gerade die, verglichen mit älteren kriegerischen Konflikten, gigantischen Zahlen von Toten und Verletzten auf allen Seiten, durch die überhaupt erst der Einsatz von Frauen zur Option und dann zur Notwendigkeit wurde. Zugleich bedeuteten die enormen Zahlen von Verletzten auch eine beispiellose Herausforderung für alle medizinischen Fachgebiete, die indes verschiedene bereits vor dem Krieg einsetzende Entwicklungstendenzen zum Teil wesentlich verstärken sollten. Das zeigt sich insbesondere im Blick auf die Chirurgie, die zum führenden medizinischen Fach wurde, es galt aber auch für die Professionalisierung der Pflegeberufe. Diese Wandlungen medizinischer Praxis und medizinischen Wissens konnten allerdings gleichwohl nicht verhindern, dass die 1918 ausbrechende Influenza mit weltweit mindestens 50 Mio. Todesopfern auch zur medizinischen Katastrophe wurde. Der Beitrag von *Julia Barbara Köhne* steht nicht zufällig am Ende dieses Abschnitts, vereint er doch ein Stück weit Perspektiven und Themen der beiden anderen Aufsätze. Sie nämlich untersucht am Beispiel von zwei Filmen von 1899 und 1908 über weibliche „Hysterie“ und einem Film über Kriegshysterie von 1918, wie sich die kinematografische Medialisierung, die Zuschreibung von Geschlechterrollen und die Deutung von seelischen Pathologien – ausgedrückt und bisweilen auch inszeniert in abnormen Bewegungsabläufen und damit in der Dimension von Körperlichkeit – zu einem Ganzen verbinden. Besonders auffallend ist der Umstand, dass dabei die vor dem Krieg entstehenden Filme über

weibliche Hysterie dem Arzt eine kontrollierende Position zuweisen und damit Heilung verheißen, während im Film des Jahres 1918 gerade alle Zeichen der Besserung fehlen. In Deutschland fanden solche Befunde ihre erschreckende Entsprechung in der Verfestigung der sog. „Degenerationshypothese“, wie Flurin Condrau deutlich macht. Auffallend ist aber auch die Verschiedenheit der filmischen Inszenierung von zumindest denkbarer Heilung vor dem Krieg und dauerhafter Pathologisierung im Krieg. Hier zeichnet sich ein Wechsel der Deutungsperspektiven im Verhältnis der Vorkriegs- und der Kriegszeit ab, der auch in den beiden anderen Beiträgen dieses Abschnitts immer wieder deutlich wird wie etwa im Blick auf die kriegsbedingte Veränderung der Frauenrollen oder die neue Wertschätzung der Chirurgie.

Solche Beobachtungen verweisen zurück auf einen Befund, der auch in den anderen Beiträgen dieses Bandes immer wieder greifbar wird: Der Kriegsausbruch bedeutete eine markante Zäsur und den Untergang von vermeintlichen Gewissheiten. „1914“ markierte, so hat es *Michael Stolleis* einmal sehr plastisch formuliert, „sicheres Ende und unsicheren Neuanfang“. ¹² So steht „1914“ geradezu paradigmatisch für einen Epochenwechsel, der, das sollte das thematische Spektrum dieses Bandes zumindest andeuten, eine bis zu diesem Zeitpunkt seltene Breite und Tiefe erlangen sollte.

Anmerkungen

- ¹ Als Überblick und Einführung: *Martin Bayer*, Der Erste Weltkrieg in der internationalen Erinnerung, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 16 (2014), 192–220. Näher die Beiträge in: *Monika Fenn, Christiane Kuller* (Hrsg.), *Auf dem Weg zur transnationalen Erinnerungskultur? Konvergenzen, Interferenzen und Differenzen der Erinnerung an den Ersten Weltkrieg im Jubiläumsjahr 2014*, Schwalbach 2016. Für Großbritannien s. etwa: *Ross J. Wilson*, *Cultural Heritage of the Great War in Britain*, Farnham 2013.
- ² *Christopher Clarke*, *The Sleepwalkers. How Europe Went to War in 1914*, London 2012, deutsche Ausgabe in der Übersetzung von *Norbert Juraschitz* unter dem Titel: *Christopher Clarke*, *Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog*, München 2013.
- ³ *Gerd Krumeich*, *Juli 1914. Eine Bilanz*, Paderborn 2014.
- ⁴ *Jörn Leonhard*, *Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs*, 5. Aufl., München 2014.
- ⁵ *Herfried Münkler*, *Der Große Krieg. Die Welt 1914 bis 1918*, Berlin 2013.
- ⁶ Vgl. *Jay Winter*, *The Editorial Committee of the International Research Centre of the Historial de la Grande Guerre* (Hrsg.), *The Cambridge History of the First World War*, 3 Bde., Cambridge 2014.

- ⁷ *Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Irina Renz* (Hrsg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, 2. Aufl., Paderborn 2014.
- ⁸ *Nicolas Beaupré, Gerd Krumeich, Nicolas Patin, Arndt Weinrich* (Hrsg.), *La Grande Guerre vue d'en face. Vue d'Allemagne. Vue de France – Nachbarn im Krieg. Französische Sicht. Deutsche Sicht*, Paris 2016.
- ⁹ Besonders ambitioniert das Angebot *1914-1918 online: Ute Daniel et al.* (Hrsg.), *1914-1918 online. International Encyclopedia of the First World War*, online verfügbar, URL: <<https://encyclopedia.1914-1918-online.net/home/>> (zuletzt besucht am 30.07.17); eindrucksvoll auch das Angebot des Deutschen Bundesarchivs, *100 Jahre Erster Weltkrieg*, URL: <<https://www.ersterweltkrieg.bundesarchiv.de>> (zuletzt besucht am 30.07.17). Eine Übersicht zu den Website-Angeboten zum Ersten Weltkrieg unter <http://www.1914-1918-online.net/06_WWI_websites> (zuletzt besucht am 30.07.17).
- ¹⁰ Für einen aktuellen Überblick zur Geschichte der kollektiven Erinnerungskultur des Ersten Weltkriegs s.: *Susanne Brandt*, *Memory of the War: Popular Memory 1918–1945, 1945 to the Present* (Version 1.1), in: *1914-1918 online. International Encyclopedia of the First World War* (Anm. 9), URL: <https://encyclopedia.1914-1918-online.net/article/memory_of_the_war_popular_memory_1918-1945_1945_to_the_present/2017-05-24?version=1.1> (zuletzt besucht am 30.07.17). S. a. bereits *Wilson*, *Heritage* (Anm. 1).
- ¹¹ *Karl Härter*, *Security and “Gute Policy” in Early Modern Europe: Concepts, Laws, and Instruments*, in: *Historical Social Research* 35 (2010), 41–65.
- ¹² *Michael Stolleis*, *Der lange Abschied vom 19. Jahrhundert. Die Zäsur von 1914 aus rechtshistorischer Perspektive*, Berlin 1997, 8.

**Politische und militärische Entwicklungsdynamiken vor,
in und nach dem Großen Krieg**

Jörn Leonhard

Die Inkubation des Krieges, oder: Wann beginnt die Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs?

Ein Jahr vor den Schüssen von Sarajewo am 28. Juni 1914 war in Berlin bereits in fünfter Auflage ein Roman erschienen. Er schilderte in der damals populären Form einer Zukunftsfiktion den möglichen Ablauf eines Kriegsausbruchs und einer allgemeinen Mobilmachung in Deutschland: „Von Mund zu Mund wurde es geflüstert. Mit Windeseile flog die Sorge über die Riesenstadt und hinterließ eine bleierne Ruhe. Die Büros wurden geschlossen, die Fabriken machten Feierabend, der Kaufmann ließ die Jalousien vor dem Ladenfenster herunter, die Restaurants waren leer. Blasse Männer eilten nach Hause. Die Bahnen in die Vororte wurden bestürmt. Von Jubel war nirgendwo etwas zu bemerken, aber auch nicht von Angst. Ein entschlossener Ernst sprach aus allen Gesichtern. Um vier Uhr war Berlin wie ausgestorben. Gegen fünf Uhr strömte es von den Vororten wieder nach Berlin herein. Heute Abend musste die endgültige Entscheidung fallen [...] In geschlossenen Gruppen zog die Menge durch die Straßen. Viel gesprochen wurde nicht. Auch für die Polizisten gab es keine Arbeit. Ein Bann lag über allem [...] Da kam Leben in die Menge. Ein Strom floss die Linden herunter. Plötzlich leuchteten die elektrischen Lichtreklamen, die bisher erloschen waren, auf. Ihre Flammenzeichen schrien hinaus: Krieg, mobil! Und die Menge schrie mit: ‚Krieg, Krieg‘.“¹ Ausgangspunkt dieses Zukunftsromans „Krieg-mobil“ war die Situation in der deutschen Metropole nach dem Eingang eines russisch-französischen Ultimatums.

Der große Erfolg dieses und vieler anderer Zukunftsromane unterstrich, wie sehr der Krieg die Zeiterwartungen der Menschen 1913 prägte. Aber war der große Krieg deshalb determiniert? War er eine gleichsam naturnotwendige Konsequenz aus immer kürzer aufeinanderfolgenden Krisen und Konflikten, Drohgebärden und Rüstungsspiralen? War der Ausbruch eines großen Krieges nur eine Frage der Zeit? Kam es im Sommer 1914 also wie es kommen musste?

Die folgenden Überlegungen fragen nach längeren und kürzeren Wegen in den Krieg von 1914, fragen nach den Stadien von Inkubation und Eskalation – ausdrücklich nicht im Sinne einer klassischen Aufzählung von Krisen und Konflikten und Bündnisabsprachen, sondern gleichsam in verschiedenen Grabungsschichten. Dieses Vorgehen erfolgt in vier Schritten, und es orientiert sich in gewisser Weise auch an Hypothesen und Erklärungsversuchen zum Ausbruch des Krieges. In einem ersten Schritt werden zeitgenössische Denkweisen zu Krieg und Frieden vor 1914 beleuchtet, in einem zweiten historiografische Meistererzählungen vorgestellt und auf ihre Erklärungskraft hin untersucht, bevor in einem dritten Schritt konkrete Anlässe und politische Motivstränge analysiert werden. Ein abschließender vierter Schritt interpretiert den Ausbruch des Weltkrieges systematisch als doppelte Krise von Vertrauensbildung und politischer Kommunikation. Dabei soll es im Kern darum gehen, die Logik des Rückblicks aufzubrechen, die unser Denken über die Ursachen des Ersten Weltkrieges noch immer stark prägt: eine Logik, die aus dem Wissen um den Ausbruch des Krieges und seine Konsequenzen die Geschichte vor 1914 zur Vorgeschichte reduziert, zu einer Abfolge von Krisen, die scheinbar alternativlos nichts anderes zuzulassen schien als den August 1914.²

I. Sehr lange Wege: Krieg und Frieden denken vor 1914

Ohne Zweifel: Seit den 1890er-Jahren schien sich auf den ersten Blick der Rhythmus der internationalen Konflikte zu verschärfen.³ Die Rüstungsausgaben, die rassistisch begründete Gewalt in der kolonialen Kriegspraxis außerhalb Europas, der Aufstieg der Vereinigten Staaten 1898 gegen Spanien und Japans 1904/05 gegen Russland zu neuen Akteuren der internationalen Politik, die immer kürzeren Abstände zwischen neuen Konflikten – all diese Entwicklungen bewirkten den Eindruck einer kri-

senhaften Gegenwart. Aber eine einfache Linie von diesen Entwicklungen zu einem großen europäischen Krieg lässt sich nicht ziehen. Denn parallel zu diesen Konflikten entwickelten sich vielfältige Formen transnationaler Kooperationen, für welche die zahllosen internationalen Kongresse von Experten und Wissenschaftlern, die vielen Abkommen zur Vereinheitlichung, die von völkerrechtlichen Regelungen bis zu Postabkommen reichten, aber auch die globale Dimension großer Unternehmen und der Finanzströme standen, die nicht an nationalen Grenzen Halt machten. Und in den rund 20 Jahren vor dem Weltkrieg erreichte nicht zuletzt der internationale Pazifismus eine nie dagewesene Sichtbarkeit und zog die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich.⁴

Gerade vor 1914 erlebten die in der Sozialistischen Internationale organisierten Arbeiterparteien in Europa einen erheblichen Aufschwung. An dem von ihr veranstalteten Basler Friedenskongress nahmen vor dem Hintergrund der Balkankriege im November 1912 nicht weniger als 555 Delegierte der sozialdemokratischen und sozialistischen Parteien aus 23 Ländern teil. Doch die selbstbewussten Appelle, die Forderungen für Abrüstung und Schiedsgerichte, der Optimismus, einen Krieg verhindern zu können, waren nur die eine Seite dieses pazifistischen Internationalismus. Die andere war die Einsicht nicht zuletzt deutscher Teilnehmer, dass man die Grenzen der eigenen Macht im Nationalstaat nicht verkennen dürfe. Eine gemeinsame Haltung zur Möglichkeit eines Militärstreiks kam nicht zustande; eine solche Strategie hätte in den Augen von Vertretern gerade besonders erfolgreicher Linksparteien die Errungenschaften infrage gestellt, die man als parlamentarische Kraft und auf evolutionärem Wege erreicht hatte.⁵

Das Ambivalente der Zeit um 1900 lag nicht zuletzt in diesem Widerspruch zwischen Konfliktdichte und Krisenwahrnehmung einerseits sowie transnationaler Kooperation und friedlichem Internationalismus als Zeichen des Fortschritts andererseits. In seinem weitverbreiteten Band über die Pariser Weltausstellung im Epochenjahr 1900 hob Georg Malkowsky das „Riesenbild“ hervor, in dem Gegenwart und Geschichte repräsentiert werden sollten, „galt es doch, die gewaltigen Fortschritte der Kunst, der Wissenschaft und der Technik innerhalb des letzten Decenniums im Zusammenhange mit der unmittelbaren Vergangenheit begreiflich zu machen“. Das zeitgenössische Schlagwort vom „friedlichen Wettstreit der Nationen“ begriff er gerade nicht als Konkurrenzkampf, der unrettbar auf einen Krieg hinauslaufen musste: „Nicht um ein Konkurrieren allein

handelte es sich, sondern vor allem um ein Lernen. Wie sehr man bestrebt war, die Arena in ein Gymnasium zu verwandeln, dafür zeugte die Unzahl der Kongresse, die Gelehrte und Techniker, Handels- und Socialpolitiker, Künstler und Literaten aller Nationen zum Austausch ihrer Meinungen und Erfahrungen auf dem Ausstellungsterrain zusammenführte.“⁶

Neben diesem optimistischen Nebeneinander von Fortschritts- und Sicherheitserwartung, das die Weltausstellung für viele Zeitgenossen symbolisierte, intensivierte sich seit den 1880er-Jahren und zumal um 1900 jedoch auch die Auseinandersetzung um den Krieg, um mögliche Zukunftsszenarien und die Möglichkeiten seiner Verhinderung. Schon 1883 hatte der damalige Generalleutnant Colmar Freiherr von der Goltz seinem in vielen Auflagen publizierten Buch den bezeichnenden Titel „Das Volk in Waffen“ gegeben und damit bewusst an die antifranzösischen Kriege seit 1813 angeknüpft. Er verband damit aber nicht eine gefährliche Bewaffnung des Volkes, die im Zeichen von allgemeiner Wehrpflicht und Millionenheeren für andere Militärs zum Revolutionsrisiko geworden war, sondern eine notwendige Mobilisierung aller sozialen, ja psychischen Ressourcen. Der Krieg der Zukunft würde ein entgrenzter Krieg zwischen Nationen sein: „In der Lösung ihrer Kulturaufgaben stoßen die Nationen auf einander [...] Wo solche Gewalten die großen Mittel in Bewegung setzen, scheint es, dass die Kriege erst mit völliger Vernichtung eines ihrer beiden Teile oder mit der gänzlichen Erschöpfung beider enden könnten. In der Tat hat das wachsende nationale Bewusstsein und die politische Verwirklichung des Nationalitäts-Prinzips die Widerstandskraft der Staaten in merkwürdiger Weise gesteigert.“⁷

Es ist bemerkenswert, dass gerade Alfred Graf von Schlieffen, der mit seinem gleichnamigen Plan auf den ersten Blick eine Möglichkeit anbot, einen künftigen Krieg durch eine frühe Entscheidungsschlacht zu begrenzen, 1909 ein eigenes Kriegsszenario entwarf, das dieser unterstellten Wirkung seines eigenen Plans grundsätzlich widersprach. Aus der Sicht des militärischen Experten waren vor allem die technologischen Veränderungen fundamental, weil sie alle bisherigen Annahmen über den Krieg infrage stellten: „Die Waffentechnik feiert ihre herrlichsten Triumphe. Das aber, was Deutschland wie Frankreich erstrebt und was sich alle übrigen Mächte gewünscht hatten: eine Erleichterung im Kampfe, eine Überlegenheit über den Gegner brachte sie niemand.“ Das mache eine „völlige Änderung der Taktik“ notwendig. Man könne nicht mehr wie im 18. Jahrhundert in Schützenlinien aufeinander marschieren und dann

je nach Reichweite der Waffen den Feind aus der Nähe beschießen. Im Blick auf die Wirkung neuer Maschinengewehre betonte er: „Innerhalb weniger Minuten würden beide Armeen durch Schnellfeuer vom Erdboden vertilgt sein.“ So müssten künftige Gefechtsfelder eine viel größere Ausdehnung haben und würden sich dem Betrachter völlig anders als in der Vergangenheit darstellen: „So groß aber auch die Schlachtfelder sein mögen, so wenig werden sie dem Auge bieten. Nichts ist auf der weiten Öde zu sehen. Wenn der Donner der Geschütze nicht das Ohr betäubte, so würde nur schwaches Feuerblitzen die Anwesenheit von Artillerie verraten.“ Der klassische Feldherr mit seiner Aura von Übersicht auf dem Feldherrnhügel sei Geschichte, und die Zukunft gehöre den Kommunikationsexperten: „Kein Napoleon, umgeben von einem glänzenden Gefolge, hält auf einer Anhöhe [...] Der Feldherr befindet sich weiter zurück in einem Hause mit geräumigen Schreibstuben, wo Draht- und Funktelegraph, Fernsprech- und Signalapparate zur Hand sind, Scharen von Kraftwagen und Motorrädern, für die weitesten Fahrten gerüstet, der Befehle harren.“ Vor allem aber war für Schlieffen kaum vier Jahre nach der Abfassung seines Plans der Krieg der Zukunft nicht mehr mit einer kühnen Angriffsstrategie zu entscheiden, sondern stellte sich als mühsamer Abnutzungskrieg von Staaten und Gesellschaften dar: „Der Feldzug schleppt sich hin. Solche Kriege sind aber zu einer Zeit unmöglich, wo die Existenz der Nation auf einen ununterbrochenen Fortgang des Handels und der Industrie begründet ist, und durch eine rasche Entscheidung das zum Stillstand gebrachte Räderwerk wieder in Lauf gebracht werden muss. Eine Ermattungsstrategie lässt sich nicht treiben, wenn der Unterhalt von Millionen den Aufwand von Milliarden erfordert.“⁸

Im Gegensatz zu diesen Szenarien und der Interpretation des Krieges als notwendiger Prüfung der Nation standen andere Positionen. Kaum ein europäischer Politiker glaubte an langfristige Wirkungen von Abrüstungsproklamationen, aber die erste Haager Friedenskonferenz von 1899 endete immerhin mit einer Konvention zur Kriegführung, die den Gebrauch bestimmter Waffen verbot, etwa den Abwurf von Geschossen und Sprengstoffen aus Luftschiffen, den Gaskrieg sowie die Verwendung von Dum-dum-Geschossen beinhalten und eine bessere Behandlung von Verwundeten und Gefangenen vorsah. Eine obligatorische internationale Schiedsgerichtsbarkeit scheiterte nicht zuletzt am deutschen Widerstand. Auch die zweite Haager Friedenskonferenz von 1907 brachte mit der Haager Landkriegsordnung zwar ein kodifiziertes Kriegs- und Neutra-

litätsrecht hervor, aber Rüstungsbegrenzungen, vor allem zur Flottenrüstung, ließen sich angesichts des Widerstandes zahlreicher Teilnehmer nicht durchsetzen. Dennoch zeigten die Konferenzen und nicht zuletzt ihr Widerhall in der Öffentlichkeit, dass der Krieg als gleichsam notwendiges Übel keineswegs allgemein akzeptiert war.

1898, genau in dem Jahr also, in dem von Nordafrika bis Südafrika und Amerika, über die Fashoda-Krise und den Spanisch-Amerikanischen Krieg bis zum Konflikt zwischen Briten und Buren im südlichen Afrika viele globale Konflikträume sichtbar wurden, erschien das nicht weniger als 4'000 Seiten umfassende Werk „Der Krieg“ von Ivan Bloch, einem russischen Geschäftsmann, der durch Eisenbahnbau zum Millionär geworden war und sich rühmte, Zar Nikolaus habe nach der Lektüre den Plan für eine internationale Friedenskonferenz entworfen. Europäische Übersetzungen von Blochs Buch folgten bald. Anders als den meisten zeitgenössischen Pazifisten ging es Bloch nicht darum, den Krieg moralisch zu disqualifizieren. Vielmehr begründete er dessen Sinnlosigkeit rational und empirisch, indem er dem Leser akribisch die Konsequenzen der industriellen und technologischen Dynamik für einen Krieg der Zukunft vorführte. Schon 1884 hatte Herbert Spencer in „The Man versus the State“ den Krieg mit einem traditionellen Typ von Gesellschaft identifiziert, der durch den Fortschritt des „industrial type“ der Gegenwart überwunden werde.⁹

Nun verwies Bloch darauf, dass mit dem rauchlosen Pulver, der neuen Technik der in allen Armeen verwendeten Repetiergewehre, die auf bis zu 1'500 Meter treffsicher waren und die Feuergeschwindigkeit von ehemals ein bis zwei auf vier bis fünf Schuss pro Minute steigerten, sowie mit neuen Waffen wie dem Maxim-Maschinengewehr und schweren Artilleriewaffen jede Verteidigungsposition so stark werde, dass sie den klassischen Infanterieangriff in Schützenlinie mit aufgepflanzten Bajonetten unmöglich mache. Die Folge sei ein ganz verändertes Gefechtsfeld, denn gegnerische Armeen müssten sich entlang der langen Frontlinien eingraben. Eine große Entscheidungsschlacht werde es nicht mehr geben, dafür zöge sich der Krieg der Zukunft lange hin. Vor allem Blochs Prognosen zur Rückwirkung der neuen Waffentechnologien auf die Heimatgesellschaften war bemerkenswert: Denn der unabsehbar lange Krieg werde die Gesellschaften ökonomisch und sozial ausbluten und am Ende zusammenbrechen lassen: „Der Krieg ist jetzt in Folge der außerordentlichen Fortschritte der Waffentechnik, der hochgesteigerten Präzision der Feuerwaffen und ihres enormen Vernichtungsvermögens furchtba-

rer geworden. Vom nächsten großen Kriege kann man als von einem Rendez-vous des Todes sprechen!“ Zu rechnen sei mit „nicht minder furchtbaren wirtschaftlichen und sozialen Erschütterungen in Folge der Einberufung fast der gesamten männlichen Bevölkerung, der Stockungen in Handel und Industrie, der ungeheueren Teuerung, Aufhören des Kredits, der Budgetschwierigkeiten, der Schwierigkeit des Unterhalts der zurückbleibenden Teile der Bevölkerung. Und endlich – wenn in Folge der allgemeinen Erschöpfung der Krieg eingestellt wird – werden die Soldaten, die ja zum Teil aus sozialistischen Distrikten stammen, gutwillig sich entwaffnen lassen?“¹⁰

Es gab also nicht nur die Kriegsszenarien als populäre Bestseller, sondern ebenso die Friedensszenarien – nicht nur ethisch grundiert, sondern bei Ivan Bloch oder etwa Norman Angell auch rational, empirisch, gleichsam wissenschaftlich-exakt. Gerade der Blick auf den Fortschritt der Industriegesellschaften schien zu beweisen, dass moderne Staaten sich Krieg gar nicht mehr leisten konnten.¹¹

II. Lange Wege, wenige Auswege: Meistererzählungen und Krisenräume

An strukturellen Erklärungen für den Ausbruch des Krieges mangelt es in der Historiografie keinesfalls, und viele von ihnen sind inzwischen zu klassischen Erklärungsmustern, ja zu eigenen Meistererzählungen geworden.¹² Vor allem Imperialismus, Nationalismus und Militarismus werden in diesem Zusammenhang immer wieder zitiert, weil mit diesen Leitmotiven nicht zuletzt die Vorgeschichte bis zum Juli 1914 sehr suggestiv strukturiert werden kann. Doch bei näherem Hinsehen werden auch die Grenzen dieser Ansätze erkennbar.¹³

(1) Zeitgenössische Kritiker der kolonialen Expansion aus ganz unterschiedlichen Lagern wie John Atkinson Hobson und Wladimir Iljitsch Lenin verwiesen auf den Hochimperialismus vor 1914 als Kriegsgrund. Die besondere deutsche Variante dieser Interpretation, der Verweis auf den Sozialimperialismus als Ablenkung von gesellschaftlichen Spannungen und Integrationsdefiziten im Deutschen Kaiserreich und auf den Primat der Innenpolitik verstand das Nebeneinander von Schlachtflottenbau und Schutzzollpolitik als Ausgleich zwischen großagrarisches und industriellen Interessen und insofern als Teil der Systemstabilisierung.¹⁴ Die

wilhelminische Weltpolitik erschien danach als Versuch, die traditionellen Eliten des verspäteten Nationalstaates gegen die innere Bedrohung von links und von unten abzuschirmen. Doch internationale Konflikte auf einen zunehmend krisenhaften Kapitalismus zurückzuführen, bedeutet, als Kriegsursache auf eine Systemkrise abzuheben, die es in dieser zugespitzten Form vor 1914 überhaupt nicht gab: In den meisten der später kriegführenden Gesellschaften stand nicht die soziale Revolution auf der Tagesordnung der Politik, sondern der Ausgleich ökonomisch bedingter Gegensätze. Es war vor diesem Hintergrund kein Zufall, dass gerade vor 1914 in den beiden am meisten fortgeschrittenen Industriegesellschaften Europas, in Deutschland und Großbritannien, der interventionsbereite Wohlfahrtsstaat und die Diskussion um den sozialen Liberalismus einen erheblichen Aufschwung nahmen. Vor einer sozialen Revolution standen allen rhetorischen Bekenntnissen zum Trotz weder Frankreich oder Großbritannien noch Deutschland, und selbst die Chancen, durch einen Militärstreik der Arbeiter einen großen Krieg zu verhindern, schienen gering. Vor allem erklärt der Verweis auf Hochimperialismus und Sozialimperialismus nicht, warum der Krieg schließlich aus dem südosteuropäischen Krisenherd heraus entstand und durch keine sozialistische Internationale des Friedens eingedämmt werden konnte.

(2) Ohne Zweifel hatte sich im Verlauf der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Nationalismus nach der Etablierung neuer Nationalstaaten wie Italien und Deutschland, im Zuge der imperialen Expansion, des zunehmenden Wettbewerbs und angesichts der Kritik an der Massengesellschaft verschärft. Rassische und sozialdarwinistische Vorstellungen, hinter denen die Angst stand, die eigene Nation könne als nicht mehr zukunftsfähig eingeschätzt werden, gewannen in allen Gesellschaften an Boden. Doch führte von hier kein direkter Weg in den Krieg, denn weder waren Diplomatie und internationale Beziehungen allein von diesen Tendenzen bestimmt, noch war die neue Rechte politisch stark genug, um diese Position konkret durchzusetzen. Obwohl die Bedeutung der Medien, zumal der Tageszeitungen, in allen europäischen Gesellschaften zunahm, gab es keine „demokratisierte Außenpolitik“, die einen eigenen Kriegsgrund dargestellt hätte. Diplomatie, das zeigten die zahllosen internationalen Treffen, aber auch die internen Besprechungen und Memoranden der militärischen Eliten und der Regierungsvertreter, blieb weitgehend ein Arkanbereich, in dem man allerdings deutlich aufmerksamer auf die Presseberichte im eigenen Land und im Ausland reagierte.¹⁵ Eine wirklich

konfliktverschärfende Wirkung hatte der aggressive Nationalismus in erster Linie dort, wo multiethnische und multireligiöse Bevölkerungen lebten und Abspaltungen aus dem Verband von Großreichen wie dem Osmanischen Reich oder der Habsburgermonarchie mit dem Ideal ethnisch homogener Nationalstaaten einhergingen, wo es für diese Bewegungen Unterstützung von außen gab und die regionale Gewalteskalation jederzeit internationalisiert werden konnte. Hier, das zeigten die Balkankriege 1912/13, sank alsbald auch die Schwelle zur Anwendung von Gewalt gegenüber der Zivilbevölkerung.

(3) Auch vom Militarismus der Vorkriegsgesellschaften auf den Kriegsausbruch zu schließen, fällt schwer. Denn die gesellschaftliche Präsenz des Militärs in den zahllosen Krieger-, Veteranen-, Flotten- und Wehrvereinen hatte viel mit jenem folkloristischen Kult um die „Nation in Waffen“ zu tun, der in den kontinentaleuropäischen Gesellschaften, zumal in Frankreich und Deutschland, dominierte. Mit Beginn des Krieges aber verschwanden öffentliche Paraden und bunte Uniformen schlagartig, und an die Stelle der volksfestartigen Nationalfeiertage im Zeichen des nationalen Militärs traten alsbald ernste Rituale und ein von Waffentechnik, technologischer Überlegenheit, von Sachlogik und Ressourcendenken bestimmtes Bild des Militärs.¹⁶ Jenseits des Kults um den Krieg als Instrument der vitalistischen Erneuerung und der Auslese der stärksten Staaten und Völker, jenseits auch des Kults um Offensivkrieg und Entscheidungsschlacht und des Problems der zivilen Kontrolle des Militärs vor allem in Deutschland gab es, wie oben angedeutet, einen ausgesprochen rational argumentierenden Anti-Bellizismus. Hier wurde der Krieg nicht aus moralischen oder ethischen Gründen, sondern in rationaler Abwägung, im Blick auf moderne Waffentechniken, Rüstungen und Wirtschaftsentwicklung als überholt und sinnlos verstanden, weil das Risiko der Konsequenzen eines einmal ausgebrochenen Krieges jeden möglichen Prestigegewinn bei Weitem überstieg.

Dennoch darf ein neuer Faktor nicht unterschätzt werden: Es gab aus den militärischen Stäben heraus, und nicht nur in Deutschland, eine erkennbare Tendenz, in scheinbar alternativlosen Szenarien zu denken. Dazu trugen Rüstungswettläufe, die wahrgenommene Verfestigung von Bündnisblöcken, vor allem aber die Eigenlogik der Angriffspläne, der Mobilisierungsdynamik von Massenheeren im Kriegsfall, ihrer Einberufung, Ausrüstung und ihres Transports bei. Das spielte vor allem in Deutschland eine wesentliche Rolle, weil hier ein funktionierendes ziviles